

Theatergottesdienst, Kaufmannskirche Erfurt, 11. September 2005, Warten auf die Barbaren

Lesung aus Libretto: 1. Akt, 9. Aufzug, Der Magistrat sagt:

Sie möchten durch das Land ihrer Vorfahren ziehen. In Freiheit.
Kein Siedlungsbau mehr auf den Weiden,
und was willkürliche Verhaftungen und die Folter angeht,
so versteht sich das von selbst.
Wissen sie, was ich möchte?
Manchmal wünsche ich mir, sie würden sich vereinigen und sich erheben, um uns zu lehren, sie zu respektieren.
Denken sie daran, in ihren Köpfen sind wir Eindringlinge.
Sie glauben, sie haben die Geduld uns zu überdauern.

Lesung aus der Apostelgeschichte 17, 22-27: Paulus' Rede auf dem Areopag:

Paulus aber stand mitten auf dem Areopag und sprach:
Ihr Männer (und Frauen) von Athen, ich sehe, daß ihr Götter in allen Stücken sehr verehrt.
Ich bin umhergegangen und habe eure Heiligtümer angesehen und fand einen Altar, auf dem stand geschrieben:
Dem unbekanntem Gott. Nun verkündige ich euch, was ihr unwissend verehrt.
Gott, der die Welt gemacht hat und alles, was darin ist, er, der Herr des Himmels und der Erde, wohnt nicht in Tempeln, die mit Händen gemacht sind.
Auch läßt er sich nicht von Menschenhänden dienen, wie einer, der etwas nötig hätte, da er doch selber jedermann Leben und Odem und alles gibt.
Und er hat aus einem Menschen das ganze Menschengeschlecht gemacht, damit sie auf dem ganzen Erdboden wohnen, und er hat festgesetzt, wie lange sie bestehen und in welchen Grenzen sie wohnen sollen, damit sie Gott suchen sollen, ob sie ihn wohl fühlen und finden können; und fürwahr, er ist nicht ferne von einem jedem unter uns.

Predigt

Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserm Vater und unserem Herrn und Heiland Jesus Christus! (Phil 1, 2).

Liebe Theatergottesdienstgemeinde, liebe Schwestern und Brüder!

I.

Ein verschlafenes Grenzstädtchen. Eine letzte karge Oase vor der Wüste. Am Rande eines Imperiums. Die Menschen leben von Ackerbau, Viehzucht, der Jagd und etwas Handel mit den Barbaren, die jenseits dieser Grenze leben. Die Grenze ist dicht genug, daß das Imperium von außen nicht bedroht wird. Und sie ist offen genug, daß der kleine Grenzverkehr funktioniert. Sie ist eine Schwelle zwischen der Zivilisation des Imperiums und jener der Barbaren. Der Zustand ist schon über Generationen so. Deshalb ist weitgehend vergessen, welche Gewaltakte nötig waren, um die Barbaren von ihrem ursprünglichen Land weiter in die Ödnis hinaus zu vertreiben. Hüben und Drüben hat man sich daran gewöhnt; außer kleineren Viehdiebstählen und gelegentlichen Grenzscharmützeln kann man von einer friedlichen Koexistenz sprechen. Die Präsenz einer kleinen Garnison reicht aus, um die strukturelle Gewalt des Reichsfriedens, der *pax imperii*, nicht nur aufrechtzuerhalten, sondern auch vergessen zu machen. Es erscheint als selbstverständlich, daß die Siedler das fruchtbare Land haben und die Barbaren als Nomaden in der Wüste leben. Nicht diese Ordnung selbst, sondern nur ihre Störung wird als Gewalt wahrgenommen.

Die Szene wird dramatisch als ein sonnenbebrillter Oberst der Geheimpolizei auftaucht. Er wittert eine Verschwörung der Nomaden; macht Gefangene und foltert aus ihnen die Informationen heraus, die sein Bedrohungsszenario bestätigen. Der Magistrat, Repräsentant des faulen Friedens an der Grenzstadt, unideologischer Meister des pragmatischen Grenzmanagements, wird in seiner Ablehnung des Furors der Sonderpolizei selbst verdächtig und schließlich Opfer der entwürdigenden Folter.

Es gibt eine Entsprechung der Verletzung der Grenzen der einzelnen Menschen, ihrer Würde, und der Nichtrespektierung der territorialen Grenzen. Zunächst werden die körperlichen und seelischen Grenzen der einzelnen mißachtet, dann zum großen präventiven Militärschlag ausgeholt.

Wenn ein solcher Plott am Abend vor dem 11. September aufgeführt wird und im Libretto noch Hinweise auf den Siedlungsbau gegeben werden, liegen aktuelle Inanspruchnahmen dieses 25 Jahre alten Stoffes nahe, allzu nahe.

Es gibt kein Happy End. Das geht nicht, denn die Folter und der Krieg hinterlassen immer Spuren, manchmal über Generationen hinweg, die sich nicht einfach so übergehen lassen. Auch nicht von Versöhnungskomitees und Überprüfungscommissionen.

Und doch bleibt Hoffnung: Der Militärschlag wird zum Debakel. Die Armee wird von den Barbaren in die Wüste geschickt und geht dort an ihrer eigenen Grenzenlosigkeit zu Grunde. Die wenigen Überlebenden verlassen den Grenzort überstürzt. Der Zorn der Bevölkerung, der sich noch vor kurzer Zeit in nationalistischer Verblendung gegen die Barbaren und ihre vermeintlichen Freunde gerichtet hat, entlädt sich jetzt gegen die Sicherheitspolizei. Die Unsicherheit, die es angeblich zu bekämpfen galt, ist nun tatsächlich eingetreten.

Aber der Magistrat erholt sich von den Mißhandlungen. Mit den Zurückgebliebenen organisiert er das Überleben. Als der erste Schnee fällt, sind sie nicht mehr von äußeren Feinden bedroht, allenfalls vom Hunger. Diese Geschichte könnte mit einem weiteren Ausspruch des Magistrats enden: "Hier herrscht Frieden...wir haben keine Feinde...wenn ich mich nicht irre...wenn nicht wir selbst der Feind sind."

II.

Aber J.M. Coetzee wäre nicht J.M. Coetzee und schon gar nicht Literaturnobelpreisträger – und man darf nach der fulminanten Inszenierung in Erfurt sagen: das Erfurter Theater wäre nicht das Erfurter Theater –, wenn sie sich und uns mit diesen scheinbaren Eindeutigkeiten zufrieden gäben: Hier der gemütliche, moralisch zwar nicht einwandfreie, aber doch wohlwollende Magistrat, dort der anerkennungsbedürftige, aggressive Sondernonnenbrillenpolizist, hier die Provinzidylle, dort Kriegstreiberei.

J.M. Coetzee weiß, daß Gewalt und Lust, Moral und Grenzenlosigkeit oft so ineinander verwoben sind, daß sich die Eindeutigkeit in einem Schillern auflöst. Diesem Uneindeutigen, diesem Abgründigen kommt er auf die Spur, indem er die Beziehung des Magistrats zu einem von der Geheimpolizei gefangenen und schlimm mißhandelten "Barbarenmädchen" nachgeht.

Aber das ist keine romantische Geschichte. Als die Sonderpolizei das erste Mal über den Winter abzieht, bleibt die junge Frau als Bettlerin in der Stadt. Ihre eigenen Leute haben sie wegen ihrer unter der Folter gebrochenen Knöchel zurücklassen müssen. Der Magistrat nimmt sie bei sich auf. Ein gefundenes Fressen für den Winterabendklatsch.

Aber es ist nicht die erotische Anziehung. Ist es Identifikation mit dem Opfer? Will er stellvertretend etwas gutmachen? Der Kontakt ist hautnah: Er massiert und pflegt die Wundmale und Narben. Er betritt die Schwelle der Intimität und respektiert doch die Grenze, der von ihm abhängigen Frau. Wie er meint. Später erfährt er, daß es sie furchtbar gekränkt hat, daß er sich ihr verweigert hat. Der Dialektik von Herr und Magd entkommt er nicht. Er bleibt durch alle gute Absicht hindurch der Repräsentant desselben Systems, das auch die Geheimpolizei vertritt.

Coetzee bereitet hier ein Thema vor, das in der gegenwärtigen südafrikanischen Literatur zum unausweichlichen Topos geworden ist. Nämlich, daß sich die systemischen und strukturellen Gewaltpotentiale am Ort des Individuums durch sexualisierte Gewalt oder gewalttätige Sexualität manifestiert, wobei der Gesichtspunkt der ethnischen Zugehörigkeit und damit der Grenzen, Tabus und Schwellen ein nicht zu vernachlässigender Aspekt ist. Sein eigenes, späteres Werk "Disgrace/Schande" ist wahrscheinlich das prominenteste Beispiel. Aber auch die Bücher von K. Sello Duiker und das im letzten Jahr veröffentlichte "One tongue Singing" von Susan Mann sind hier zu nennen. Bedrückend ehrliche und realistische Analysen des Zusammenhangs von Macht, Gewalt und Sexualität.

Der Magistrat möchte sich aus diesem Zirkel durch einen heroischen Akt befreien. Er macht sich schließlich auf, die junge Frau zu ihrer Familie zurückzubringen. Ein riskantes Unternehmen. Es gilt die Schwelle zur *terra incognita* zu überschreiten. Unbekanntes Gebiet. Sumpf und Salzwüste, Schnee- und Wirbelstürme, Hunger und Entbehrung sollen sie in die Freiheit führen – oder *ihm* vielleicht Erlösung bringen?

Wenn sie dort draußen jenseits der Grenze des Imperiums ist und sich frei entscheiden kann, ob sie zur ihrer Familie zurückkehrt oder doch wieder mit ihm in die Stadt kommt, dann – so hofft er – könnte sie sich quasi außerhalb der Geschichte wieder neu erfinden. Aber zu viele Grenzen wurden schon verletzt, als daß sie die Schwelle zurück noch einmal überqueren wollte. Sie zieht die karge Freiheit dem faulen Frieden vor.

In den Augen der Sicherheitspolizei hat sich der Magistrat nun selbst einer Grenzverletzung schuldig gemacht, die ihn als Barbarenfreund stigmatisiert. Seine Reise wird zum konspirativen Landesverrat und er selbst nun zum Opfer der Folter und Entwürdigung.

Die permanenten Grenzüberschreitungen werden leiblich am Magistrat manifest. Die zunächst nach außen gerichtete Aggression wendet sich nun gegen die Bürger und Repräsentanten des Reiches selbst. Der Barbarisierung des Anderen folgt die Selbstbarbarisierung auf dem Fuß.

In einem Akt der Verzweiflung versucht der Magistrat noch die extremsten Formen der Entwürdigung und Folter gegenüber einer Gruppe von Gefangenen zu verhindern. Die Wunde, die ihm als Vergeltung zugefügt wird, entzündet sich und kehrt sich nach außen.

Die als Eindringen in die Körper vollzogene Folter wendet sich hier quasi zurück. Vielleicht ist damit ein Punkt erreicht, wo eine letzte Grenze überschritten wurde, wo eine Schwelle betreten wurde, die einen Samen in die Herzen der noch johlenden Menge gepflanzt hat, der später aufgehen sollte. Vielleicht ist hier schon manchem sein Gejohle schal geworden.

Obwohl der Magistrat durch die Folgen seines Protestes unerträglichen Schmerz und unfaßbares Leid erdulden muß – indem er diese Grenze nicht ohne Protest geräumt hat, hat er daran erinnert, daß es sie noch gibt, daß es letzte Grenzen gibt, die man nicht ungestraft überschreiten kann. Der Magistrat, der demselben Regime wie die Geheimpolizei dient, der kein sittsames Leben führt: er hat sich ein Gespür dafür bewahrt, wo Grenzen sind, die es kategorisch zu respektieren gilt.

III.

Als Menschen sind wir alle in diese Textur von Schwellen und Grenzen verwoben. Wir sind ständig in Grenzscharmützel und Gartenzaunstreitigkeiten verwickelt. Deshalb kann man die Bibel als eine einzige große Erzählung von Grenzen und Schwellen lesen. Von notwendigen und überflüssigen Grenzen. Von Schwellen, die es zu respektieren gilt und von Schwellen, die man überschreiten sollte.

Im Grunde geht es um die Grenze zwischen Gott und den Menschen. Und damit auch um die Grenzen zwischen Menschen. Und zugleich um die Überwindung dieser Grenze. Gott ist Mensch geworden, und indem er die Grenze zwischen Gott und Mensch auf diese Weise überschreitet, wird er in seinem Gottsein für uns Menschen erst recht begreiflich.

Durch die Begegnung mit Gott, können so zugleich die eigenen Grenzen erkannt und anerkannt werden. Wir sind als Menschen nicht Gott. Das Anerkennen können von heilsamen Grenzen ist eine Gnade. Das Überwinden können von ungerechtfertigten Grenzen ebenso.

Es gibt Situationen, da gilt es Grenzen zu respektieren. Gegenüber dem Heiligen, gegenüber anderen Menschen. Die Bibel ist voll von Erfahrungen, welche die Folgen von Grenzverletzungen sind. Denken sie nur an die Kriegsberichte oder an Gleichnisse wie das vom Barmherzigen Samariter aus Perspektive des Überfallenen.

Und es gibt Situationen, da müssen Grenzen durchbrochen und Schwellen überschritten werden. Ich denke wieder an den Samaritaner, der als Ausländer dem Überfallenen hilft. Oder an Abraham, der sich einfach aufgemacht hat. Und auch an das Volk Israel, das die Grenzen der Sklaverei und des Landes überwunden hat.

Große literarische Stoffe erinnern uns an die Ambivalenz unseres Umgangs mit Grenzen.

In der Perspektive des christlichen Glaubens können wir unsere eigene Verstricktheit erst voll und ganz anerkennen, wenn wir wissen, daß wir Gottes Liebe gewiß sind. Ein solche, von außen, von einem Gegenüber ermöglichte realistische Selbsteinschätzung wäre der erste Schritt, auf einem Weg der Anerkennung von notwendigen und der Überwindung von ungerechtfertigten Grenzen.

Und er hat aus einem Menschen das ganze Menschengeschlecht gemacht, damit sie auf dem ganzen Erdboden wohnen, und er hat festgesetzt, wie lange sie bestehen und in welchen Grenzen sie wohnen sollen, damit sie Gott suchen sollen, ob sie ihn wohl fühlen und finden können; und fürwahr, er ist nicht ferne von einem jedem unter uns.

Der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen

Vikar Dr. Michael Haspel/Weimar